

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 2 (1916)
Heft: 4

Artikel: Neue Methoden im Religionsunterrichte?
Autor: Rogger, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-524971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Methoden im Religionsunterrichte?

Von Seminardirektor L. Rogger, Sigkirch.

Bestanden denn die meisten der in unserm letzten Artikel (Nr. 2) genannten bösen Zufälligkeiten für unser Fach nicht schon längst? Und man ist doch mit der alten Methode ausgekommen. Gärte nicht schon immer die Jugend, wenn sie auf den Mittelschulbänken rutschte? Und man ist doch mit ihr fertig geworden. Haben denn nicht schon immer die geistlichen Kollegen durch irgend ein kluges Mittelchen die Langeweile aus dem Religionszimmer vertrieben? War er denn kürzer und bequemer früher, der Weg vom kalten Wort des Buches bis zur warmen freudigen Tat? Tut es die alte Methode nicht mehr, die einst eine viel böhere Welt für Christus eroberte? Ist die Menschenseele denn nicht immer die gleiche? Läßt sie sich denn nicht immer von den gleichen sieghaften Gründen überreden? Sind nicht immer die gleichen Tugenden in Gefahr? Und läßt das Menschenherz nicht immer von den gleichen Verführern sich betören?

Wer behauptet, jedes Kind müsse individuell behandelt werden, spricht eine Binsenwahrheit aus. Das gehört zum pädagogischen ABC. Aber hat nicht auch jede Zeit, — jedes Jahrhundert, manchmal jedes Jahrzehnt — ihre eigene Farbe? ihr eigenes Kleid? ihre eigene Lust? ihre eigene Seele? ihre eigenen Tugenden und ihre eigenen Laster? Und muß man nicht zu jeder Zeit, damit sie einen versteht, wie zum Kinde, eine eigene Sprache, ihre Sprache, reden? Und eine Zeit mit so ausgeprägter Eigenart, mit so heiklem Charakter wie die unsere, möchte besonders vorsichtig und vornehm behandelt sein! Oder täusche ich mich? Haben diejenigen recht, die beweisen, unsere Zeit habe gar keine Eigenart, keine ausgesprochene Individualität? Meinetwegen! Aber dann wäre gerade das ihre Eigenart, daß sie keine hätte, daß sie charakterlos wäre. Und es wäre unsere Pflicht, unsere Methode auf diese Eigenart, auf die Charakterlosigkeit einzurichten.

Die Seele unserer Zeit! Nur paar Gedanken aus dieser Seele!

Unsere Zeit und wir! Unsere Zeit und der Priester! Was bedeuteten wir früher, und was bedeuten wir unserer Zeit? Durch unsere bloße Gegenwart, durch unser bloßes Kleid und den Ernst, der davon ausging, hielten wir ein ganzes Dorf, eine ganze große Pfarrgemeinde, eine ganze brausende Jugend in Schranken. Wir waren so recht die Repräsentanten der Autorität. Etwas vom gehorsamen Geiste des Mittelalters lebte — wenigstens in den breiten Schichten des Volkes — bis in die neueste Zeit hinein. Und die sich in direkten gewollten Gegensatz zu uns stellten, waren Ausnahmen, waren einige Führende. Und nur, wo es diesen Führenden gelang, das Volk zu verheizen, haben sie es zu Gefinnungen und Taten gebracht, die einen eigentlichen Gegensatz zu uns bedeuteten. Bis in die neueste Zeit hinein war der Geistliche halt doch der Mittelpunkt der Gemeinde, des Städtchens. Er war der Dunderter oder der Tausender, an den sich die Zehner und Einer fügsam anschlossen. Und heute! Wo ist dieses gehorsame Dorf, dieses Städtchen, — wenigstens wenn es 2000 Einwohner zählt. Ist nicht in jedes größere Städtchen, und in jedes „bessere“ Dorf der Geist der Großstadt eingekehrt, wo der Priester, der Mann der Autorität, zum Zehner geworden ist, und wo er mit den

Hunderteren und den andern Zehnern recht höflich umgehen muß, um nicht zum bloßen Einer hinabzusinken? Der Geist der Autoritätslosigkeit, der Kritikersucht allem und jedem gegenüber ist Allgemeingut — oder sage ich es besser: Allgemeinübel geworden, er ist Prinzip des modernen Demokraten geworden, und Demokraten wollen wir ja alle sein. Und diesen Geist besiegen wir nicht, und wir zwingen ihn nicht in unsern Dienst, indem wir ihm einfach sagen: „du sollst“ und „du mußt“ und „so steht es geschrieben im Katechismus“. Das bloße Wort „du sollst“ hat seine Zugkraft verloren. Ein wesentliches Merkmal des modernen Menschen besteht gerade darin, daß er dieses Wort bekämpft und haßt. Und er bekämpft uns wegen dieses Wortes, weil wir als die offiziellen Vertreter dieses Wortes gelten und — gestehen wir es: weil wir es oft aus Bequemlichkeit im Munde führten, wo wir ein anderes, ein methodisch besseres hätten sagen können und sollen.

„Der Mensch ist das Maß aller Dinge,“ so hatte zwar schon der Heide Protagoras gelehrt. Aber dieses Wort ist doch noch nie so Gemeingut der Menschheit gewesen wie heute. Und L. Gurlitt hat nur die Seele des modernen Menschen, unserer Jugend gedeutet und ihr tiefstes Charakteristikum erfaßt, wenn er zum Evangelium unserer Zeit das Wort machte: „Der Mannhafte trägt seinen Richter in der eigenen Brust, er braucht keinen Vormund wie das Kind.“

Unsere Aufgabe besteht nun unstreitig auch heute noch darin, diesem Vormund, diesem entthronten Richter, dieser außerhalb des Individuums bestehenden Autorität, Gott und seinem heiligen Gebote, wieder zu Ansehen zu verhelfen. Kann ich es nicht direkt, so soll ich es indirekt versuchen; indem ich dem modernen Menschen es beweise, nein: es ihn selber finden und erleben lasse, daß der Richter in seiner eigenen Brust, sofern er nicht bestochen ist, das gleiche Urteil fällt, wie der göttliche Gesetzgeber und Richter; indem ich es ihn selber erfahren lasse, daß dieser Richter in der eigenen Brust oft ein gar partiischer Richter ist und sich nur zu gerne von einer Leidenschaft, einer Laune, einer Phrase erkaufen und bestechen läßt, und daß immer wieder sich erfüllt, was Schiller in seinem „Spaziergang“ ausgesprochen hat: wenn „des Wagens beharrliche Sterne“ verschwinden, „irrt selbst in dem Busen der Gott“.

Ich meine nun so: gingen wir bis dahin mehr vom Katechismus, vom Gebot, von der Autorität aus, und suchten wir von da aus den Weg ins Leben, so müßte der neue Weg der sein, daß wir mehr vom Leben ausgingen, um von da aus zum Katechismus, zum Gebote zu kommen und zu dem, der es gab, zu Gott. — Man sage nicht, das sei kein neuer Weg; den seien erleuchtete Geister immer gegangen. Das weiß ich schon. Aber wir, wir Religionslehrer und wir Prediger, wir gingen ihn zu wenig. Wir waren zu viel Kommandanten, zu wenig Führer.

Die Seele unserer Zeit! Eine andere Krankheit dieser Seele! Gab es ein Jahrhundert, wo das Evangelium der Bequemlichkeit und der Verweichlichung, des frohen Lebensgenusses und der „gesunden Sinnlichkeit“ so sehr Krankheit der ganzen Menschheit war wie in unserem? Man nenne mir nicht die Zeit des ausgehenden Heidentums und nicht die Zeit des wiedererstandenen Heidentums, des Humanismus und der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert! Was damals erst Vorrecht der höheren Stände war, der Reichen und der Gebildeten, ist heute

zum Rechte und zum Lebensgrundsatz aller geworden. Die Großstadtkultur ist Menschheitskultur geworden. Die Genußsucht unserer Zeit, die unbeschränkten Genußmöglichkeiten, die sind unsere allergrößten Gegner. Sie ziehen, erfolgreicher als jeder Irrlehrer, die jungen Leute vom Priester weg, von unsern Altären, unsern Kanzeln und Beichtstühlen weg; sie machen sie schlaff für jede ernste Pflichterfüllung, für alles, was Opfer heißt und Entschiedenheit und Grundsätzlichkeit. Und wie begegnen wir diesen Gefahren? Nicht dadurch, daß wir die Welt einfach als des Teufels erklären und uns dann zurückziehen. Auch nicht dadurch, daß wir noch eifriger die Polizisten spielen als bis anhin. Und mit dem bloßen Verboten: „Du darfst nicht!“ ist es auch nicht getan. Aber wir müssen viel mehr uns um die jungen Leute bemühen, als wir es bis dahin taten; viel mehr ihre Führer und Freunde werden, als wir es bis dahin waren. Wir müssen es sie selber erleben lassen, daß nicht der Genuß groß macht, sondern die Entsagung, daß nicht das Sich-Ausleben glücklich macht, sondern das Opfer, daß das alte heilige Evangelium des sustine und abstine noch heute das Evangelium nicht der Schwachen, sondern der Großen und der Starken ist. Wir müssen in ihrem eigenen Innern neue Kraftquellen für das Gute suchen. Unsere Jugend hat überschüssige Kraft; wir müssen sie für etwas Großes nutzbar machen, irgend eine neue große Idee vor ihnen anzünden, die sie hinreißt, eine hohe Aufgabe ihnen stellen, die alle ihre jugendliche Energie gefangen nimmt. Das „du darfst nicht“ und „du sollst nicht“ darf nicht mehr das erste und zweite und letzte Wort unserer Predigt und unserer Katechese sein. Ruhe ist nicht das Element des jungen Menschen; nach Taten brennt seine Seele. Zeigen wir ihm den Weg dazu! Kraftentwicklung von innen heraus!

Aber führen wir unsere studierende Jugend auch recht oft, öfter als es bis jetzt geschah, dorthin, wo das Brot der Starken, das Brot der Helden ausgeteilt wird, zur Kommunionbank. Öfterer Sakramentenempfang muß ein Hauptgesetz der neuen Methode werden. Nicht umsonst hat Gott dem 20. Jahrhundert, unserem Jahrhundert einen Pius X. geschenkt, den Papst der Eucharistie.

Ich wiederhole es: unsere Zeit stellt uns vor neue Aufgaben. Unsere Schüler verlangen mehr Sorge und Mühe von uns als ihre Vorgänger auf den nämlichen Bänken vor nur 30 und 40 Jahren. Weil sie die Lust und den Geist einer unserem Katechismus feindlichen Zeit einatmen von früher Jugend an. Weil sie ärmer an innerem Gehalt und ärmer an innerem und äußerem Halt zu uns kommen.

Oder wo sind die Familien, in denen die alten christlichen Erziehungsgrundsätze des sustine und abstine noch als heilig und unverleglich galten? Werden sie nicht seltener von Jahr zu Jahr? Dieser Geist der Familien und der Gesellschaft bildete einst einen mächtigen Schutzwall um die Seele der Jugend. Heute ist er niedergedrückt.

Und merkwürdig: wir singen in immer neuen Liedern das Lob des „Schulmeisters von Sadowa“. Wir können nicht genug rühmen, was für Fortschritte unsere Volksschule seit Pestalozzi und Diesterweg und Herbart gemacht habe. Jawohl! Unsere Lehrer wissen mehr als früher; unsere Schulbücher sind gescheiter

geworden; unsere Schulhäuser und Schulbänke vollkommener, die Methode des Unterrichts besser; aber die Methode des Erziehens ist schlechter geworden. Unsere Jungen kommen wohl aufgeklärter zu uns aus den Familien und aus den Volksschulen, aber in sittlich-religiöser Fundamentierung minderwertiger als früher. Und unsere, der Religionslehrer Aufgabe ist es, nicht den Fehler der Volksschule fortzusetzen, sondern zu tun, was jene vernachlässigte. Wir müssen weniger Lehrer, wir müssen mehr Erzieher sein.

Ich höre den Einwurf: Diese neue Methode ist eine Methode der Schwäche. Mit einer schwachen Zeit muß man nicht auch noch schwach sein. Einer schwachen Zeit muß man das unerbittliche „du sollst“ erst recht laut entgegenrufen; nur das imponiert. Nicht wir müssen nach der Zeit uns richten; die Zeit hat sich nach uns zu richten; und zudem: „sie haben Moses und die Propheten; wenn sie diese nicht hören, werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten aufersteht,“ das heißt, auch wenn wir in neuer Sprache zu ihnen redeten. — Aber der Heiland hat nicht nur die Parabel vom Prasser erzählt; er erzählte mit besonderer Vorliebe und gerade für uns auch jene vom guten Hirten: Ich bin der gute Hirt; ich kümmerge mich besonders um das gefährdete und schon verirrte Schaf; ich gehe ihm nach; ich gehe ihm auf seinen Wegen nach; ich rufe es mit Worten, die ihm vertraut sind; ich kommandiere es nicht zurück, sondern ich trage es zurück. Und steht nicht die ganze Geschichte der Kirche mit all ihren Siegen und Erfolgen auf meiner Seite? Wohl sprach sie immer unerschrocken ihr göttliches „du sollst“ und „du darfst nicht“; aber dabei hat sie zu allen Völkern und Zeiten in der Sprache gepredigt und katechisiert, die diese Völker und Zeiten am besten verstanden.

Ein zwiefach Recht.

Ein zwiefach Recht auf Freude in der Schule haben jene Kinder, die im Elternhause in ihren Rechten auf Freude verkürzt werden. Um dem Kinde die wahre Freude zu bereiten, bedarf es zwar nicht des Feinsten und Wunderbarsten aus dem Spielwarenhause oder aus dem Kleidergeschäft. Das beweisen schon die armen Kinder, mit ihrer reinen, naturwüchsigen und oft geradezu übermütigen Freudigkeit. Haben wir nicht schon die Beobachtung gemacht, daß ein Spielzeug dem Kinde umso mehr Freude schafft, je einfacher es gestaltet ist und je mehr die Phantasie des Kindes dazu beisteuern kann. Die wahre Freude quillt dem Kinde entgegen vom freudig ernstesten Antlitze des Lehrers, aus dem wohlwollenden Ton der Rede, aus dem innersten Herzen, wo das Kind seinen Namen eingetragen weiß. Wenn das Kind zu Hause nur mürrisches Wesen, saure Gesichter und stachelige Reden zu kosten bekommt, so betritt es in entsprechender Verfassung die Schule, in mißtrauischer Erwartung, ob es hier auch heiße: „Halt dich still! — Geh weg! Schäme dich! Dummkopf!“ Und leider fordert das Kind sein trauriges Verhängnis geradezu heraus, indem es eben mißtrauisch, mürrisch, reizbar und stachelig Lehrer und Schüler gegenüber auftritt. Da gilt es für den Lehrer, eine Tat zu tun und mit kräftiger Hand die Schranke zu heben, die ein unglückseliger Hausgeist